

Die Einwirkung der christlichen Mission auf die Entwicklung im Gebiet der Großen Seen

Lehren aus der Geschichte und Perspektiven für die Zukunft

Wolfgang Schonecke WV, Nairobi *

Einleitung

In der Öffentlichkeit über die Situation im Gebiet der Großen Seen zu sprechen, ist riskant. Zwei Erzbischöfe, mehrere Missionare und viele andere sind ermordet worden, weil sie unbequeme Wahrheiten zu laut gesagt haben. Es ist auch schwierig, weil es zwei sehr verschiedene Analysen und Interpretationen der Geschichte und der gegenwärtigen Lage gibt: die der Sieger und die der Verlierer, jede mit ihrer eigenen inneren Logik. Ist es ebenfalls unmöglich, in einem solchen dramatischen und blutigen Konflikt emotional neutral zu sein? Was ich im folgenden ausführe, sind meine persönlichen Gedanken zu einer sehr komplexen Situation und beansprucht weder reine Objektivität noch akademische Kompetenz.

Mit dem Gebiet der Großen Seen meinen wir in der heutigen Situation die Länder Ruanda, Burundi und Kongo/Ex-Zaire. Wenn ich in diesem Referat über die Großen Seen oft Uganda mitzitiere, dann, weil Uganda und sein Präsident Jowel Museveni das Epizentrum zweier neuer Machtstrukturen ist: nach Osten verbündet mit Ruanda, Burundi und Kongo-Zaire; nach Norden mit Eritrea, Äthiopien und der SPLA Garangs im Sudan. Museveni ist eine Schlüsselfigur im Geschehen der letzten Jahre im Gebiet der Großen Seen und wird es noch mehr in Zukunft sein.

Zunächst ein kurzer Aufriß der fast hundertjährigen Geschichte aus der Sichtweise der Kirche. Die Krise im Gebiet der Großen Seen hat vielfältige und komplexe Ursachen und kann nicht auf einen einfachen Nenner gebracht werden. Je nach Interesse und Standpunkt werden entweder politische oder wirtschaftliche oder ethnische Komponenten als primär angesehen.

In jedem Fall kann man die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Katastrophen in Afrika nicht verstehen, ohne die Auswirkungen der Kolonialherrschaft im Blick zu haben.

* In seinem Beitrag auf der Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates vom 11. – 13. Juni 1997 in Würzburg untersucht der in Nairobi tätige Afrikanmissionar P. Wolfgang Schonecke WV die Einwirkung der christlichen Mission auf die Entwicklung in Zentralafrika (Zaire-Kongo, Ruanda, Burundi, Uganda). P. Schonecke ist im Sekretariat der Ostfrikanischen Bischofskonferenz (AMECEA) für pastorale Fragen zuständig.

I. Die Kirche im Kolonialismus

Daß die blutigsten Auseinandersetzungen Afrikas in den Ex-portugiesischen und Ex-belgischen Kolonien stattgefunden haben, ist kein Zufall. Kolonialregime überall haben die Afrikaner verachtet und erniedrigt und Kulturen und gesellschaftliche Strukturen zerstört, aber nirgends so drastisch wie im Gebiet der Großen Seen. Als negative Konsequenzen, vor allem des belgischen Kolonialsystems, müßte man unter anderen folgende unterstreichen:

1. Wie alle Kolonialmächte benutzten die Belgier das System der ‚indirect rule‘ und benutzten die lokalen Eliten zur Kontrolle der Bevölkerung. So waren in Ruanda, Burundi und Ost-Kongo die Tutsi nicht nur die eine Oberschicht im traditionellen semi-feudalen System, sie wurden auch oft die ‚Contre-Maitres‘ der Hutu-Arbeiter in Plantagen und Bergwerken unter der Kolonialregierung. Wenn in der offiziellen Ideologie heute die vorkoloniale Situation als irdisches, harmonisches Paradies beschrieben und die ethnischen und sozialen Unterschiede zwischen Tutsi und Hutu geleugnet und als Kreation von Kolonialismus und Kirche hingestellt werden, so handelt es sich dabei um ideologischen Mythos. Was aber stimmt, ist, daß sowohl Kolonialpolitik und auf ihre Weise auch Missionspolitik existierende Spannungen verschärft haben. Die missionarische Strategie zielte nämlich darauf hin, zunächst die lokalen Könige und Chefs für das Christentum zu gewinnen, um durch sie dann den Rest der Bevölkerung zu bekehren.

Der erste Bischof in Ruanda, Mgr. Classe, stand sowohl der Kolonialregierung wie auch dem Königshaus sehr nahe, und die ersten Generationen von Missionsschülern und Seminaristen, Priestern und Bischöfen waren Tutsi. Der letzte Missionsbischof, Mgr. Perraudin, wiederum setzte sich stark für die Förderung der Hutu als sozial marginalisierter Gruppe ein, was ihm und der Kirche den Haß der Tutsi einbrachte, als die Hutu bei der Unabhängigkeit an die Macht kamen. Er und sein Nachfolger, Mgr. Vincent Nsengiyumva, identifizierten sich weiterhin viel zu eng mit dem jeweiligen Regime, auch als es eine Politik der Diskriminierung gegen die Tutsi begann. Dazu kommt noch, daß die Missionare häufig Flamen waren und dazu neigten, die ethnischen Probleme zwischen Flamen und Wallonen in der Heimat auf die Situation in Afrika zu projizieren. Ein weiterer Faktor ist, daß das traditionelle Konzept von Autorität und das sehr hierarchische Kirchenbild der Zeit sich gegenseitig verstärkten. So haben Missionare oft unbewußt und unkritisch existierende soziale Strukturen und Spannungen auf die Kirche übertragen und damit verschärft. Wie es ein Mitbruder ausdrückte: „Wir haben uns viel zu viel inkulturiert.“

2. Das Hauptziel des Kolonialismus ist, damals wie heute, wirtschaftliches Interesse: Ausbeuten der Ressourcen im Interesse nicht der lokalen Bevölkerung, sondern des Mutterlandes. Daran hat sich wenig geändert. Um die Deckung der Staatsschulden zu garantieren, verpflichtet der Internationale Währungsfond die Ex-Kolonien, für den Export und nicht für die Bedürfnisse

der eigenen Bevölkerung zu produzieren. Lange vor dem Ende des Krieges im Kongo/Zaire hat die amerikanische Bergwerksgesellschaft American Mineral Fields einen Vertrag über eine Milliarde US-Dollar zur Ausbeute von Kobalt und Kupfer im Shaba abgeschlossen. Die Barrick Gold Corporation, deren Präsident kein anderer als George Bush ist, hat 80 000 Hektar Konzessionen zur Goldgewinnung erworben.

Offensichtlich sind wirtschaftliche Kolonialkriege noch ganz in Mode, nur nicht so offen wie im letzten Jahrhundert. Vielleicht erklärt das auch teilweise die ganz erstaunliche Tatsache, warum westliche Regierungen und Medien beide Augen zugeedrückt haben vor massiven Massakern und Menschenrechtsverletzungen der neuen Herren.

Man kann wohl kaum der Kirche im Seengebiet Teilnahme an der wirtschaftlichen Ausplünderung Afrikas vorwerfen. Im Gegenteil, gerade in den letzten Jahrzehnten haben die Ortskirchen, mit Unterstützung der Hilfswerke wie Misereor und anderer riesige Anstrengungen gemacht, die Lebensbedingungen der Bevölkerung zu verbessern und meistens sehr viel effektiver als mit normaler bilateraler Hilfe. Wenn Kritik zu üben ist, dann am Schweigen der Kirche, der lokalen, der westlichen und der universellen Kirche, am Kolonialismus selbst. Ich kenne keinen Hirtenbrief und keine päpstliche Enzyklika aus der Kolonialzeit, die das System als solches verurteilt hätte. Auch nach der Unabhängigkeit hat die afrikanische Hierarchie lange Zeit gebraucht, um die wachsenden sozialen Ungerechtigkeiten zu analysieren und zu kritisieren. Was wir alle lernen mußten und immer noch mühsam lernen müssen, daß alle Entwicklungsarbeit ohne ein Minimum an sozialer Gerechtigkeit sinnlos ist.

3. Vielleicht einer der positivsten und gleichzeitig zwiespältigsten Aspekte kirchlicher Arbeit in den ehemaligen belgischen Kolonien war ihr soziales Engagement. Die belgische Kolonialpolitik hatte der Mission die Entwicklung des Erziehungs- und Gesundheitswesens übertragen. Die Missionare haben einen Großteil ihres Personals und ihre Finanzen eingesetzt, um Schulen, Krankenhäuser und Sozialstationen einzurichten. Was da geleistet worden ist, ist bewundernswert und die Zerstörung vieler dieser Einrichtungen in den Kriegen im Seengebiet eine Tragödie für die Bevölkerung. Oft wird dieser außergewöhnliche Beitrag der Kirche geflissentlich übersehen oder unterbewertet. Er wurde nach der Unabhängigkeit ausgeweitet durch Entwicklungsprogramme der Regierungen und vieler nichtstaatlicher Organisationen.

Daß die Kirche lange Zeit ein praktisches Monopol im sozialen Bereich hatte, war gleichzeitig Segen und Fluch. Die Kirche wurde ein Staat im Staat. Sie hatte zuviel Macht. Und Macht korrumpiert und macht andere, vor allem den Staat, neidisch. Schon die Nationalisierung der Schulen nach der Unabhängigkeit, die antiklerikalen Maßnahmen nach freimaurerischem Vorbild eines Bagaza in Burundi waren eine Reaktion auf diese Machtstellung der Kirche. Wir dürfen weitere Maßnahmen erwarten, um der Kirche in diesen Ländern die Flügel zu stutzen.

4. Die schlimmsten Folgen des Kolonialismus und noch mehr der Jahrhunderte des Sklavenhandels liegen nicht in der politischen Entmachtung und der wirtschaftlichen Ausbeutung des Kontinents, sondern im zerstörten Selbstbewußtsein seiner Menschen. Was wir alle ebenso nötig brauchen wie Brot, ist ein Bewußtsein unserer Würde, unserer Ehre, ein Gefühl der Selbstachtung. Verachtung und Würde sind Schlüsselworte zum Verständnis dessen, was in den letzten Jahren im Gebiet der großen Seen geschehen ist.

Ich werde nie den Augenblick vergessen, als ich wenige Monate nach dem Völkermord in Ruanda mit einer Gruppe ostafrikanischer Bischöfe vor den Ruinen des Bischofssitzes in Nyundo stand, wo die Christen nicht nur Hunderte von Menschen inklusive acht Priester in ihrer Kathedrale ermordet hatten, sondern anschließend noch alle Gebäude bis auf die Mauern zerstört hatten. Auf die Frage, wie denn das überhaupt zu begreifen sei, antwortete ein dort seit langem arbeitender Arzt mit einem einzigen Wort: „Le mepris!“ – „Die Verachtung“. Der europäische koloniale Plantagenbesitzer verachtete seine afrikanischen Arbeiter, der Tutsi-Chef seine Hutu-Untergebenen.

In der Missionskirche der belgischen Kolonien nahm diese Verachtung eine subtilere und versteckte Form an: den Paternalismus, der nirgendwo so stark ausgeprägt war wie dort. Die Missionskirche war phantastisch gut organisiert und äußerst effizient, aber von oben herunter. Paternalismus heißt ja, daß man erwachsene Menschen behandelt wie ein Vater seine unmündigen Kinder. Der Pater, der Père, sah seine ‚Pfarrkinder‘ nicht als Brüder und Schwestern, sondern als zu erziehende Kinder an. Klerikaler Paternalismus ist natürlich keine Spezialität von Missionaren, beim afrikanischen Weltklerus vielleicht noch ausgeprägter, sondern in der Tat ein gesamtkirchliches Problem. Eine Folge dieses Paternalismus war, daß Missionare viel zu lange Führungspositionen in den Ortskirchen besetzten. Das führte auch zu einer gewissen geistigen Sklerose, die verhinderte, überholte Modelle der Entwicklungsarbeit und der Evangelisierung kritisch zu überdenken und zu erneuern.

Diese kritischen Anmerkungen dürfen nicht die Tatsache verdecken, daß Tausende von Frauen und Männer unter heroischen Bedingungen ihr Leben für das Evangelium eingesetzt haben und in kurzer Zeit eine lebendige Kirche gegründet haben. Wie stark der Glaube trotz aller menschlichen Begrenzung der Glaubensboten in den Herzen verwurzelt ist, wird sichtbar in den vielen Christen, die trotz aller Kriege, Völkermorde und Massaker in diesen Gebieten in einem unerschütterlichem Gottvertrauen leben.

Auf die Frage nach dem Beitrag der Kirche in der Kolonialzeit könnte man vielleicht folgende Zwischenbilanz ziehen:

- * Positiv: eine erfolgreiche Evangelisierung vieler Völker in kurzer Zeit und ein flächendeckendes, gut organisiertes und effizientes Engagement der Missionskirche auf allen sozialen Gebieten.
- * Als Defizit: eine unkritische Identifizierung mit dem lokalen Feudalsystem und mit der Kolonialverwaltung sowie ein krasser Paternalismus.

II. Die Kirche im Zusammenbruch des Systems

Ruanda, Burundi und Kongo/Zaire sind drei sehr verschiedene Länder, jedes mit seiner eigenen Identität, Geschichte und Problematik, und jede Verallgemeinerung ist gefährlich. In einem kurzen Referat kann man nur einige gemeinsame Faktoren andeuten, um Gründe für die Krise im Gebiet der Großen Seen und in anderen Teilen Afrikas zu beleuchten.

1. Die graduelle Korruption der Eliten

Man muß wohl sagen, daß die erste Generation afrikanischer Führer mit wenigen Ausnahmen eine große Enttäuschung war. Mobutu und seine ‚Kleptokratie‘ steht dafür wohl als Symbolfigur. Der gesamte Staatshaushalt endete auf Privatbankkonten des Präsidenten und seiner Freunde. Schon vor Jahren entsprach der Privatbesitz von Mobutu in etwa den Staatsschulden des Zaire. An dieser Korruption war der Westen ebenso schuldig wie die Träger des Regimes. Entwicklungsgelder und Anleihen waren mehr oder weniger Bestechungsgelder und wurden skrupellos weitergegeben trotz der längst bekannten totalen Korruption. Die daraus resultierende Zerstörung der gesamten Infrastruktur und fast aller staatlichen Institutionen schuf ein Vakuum, das förmlich nach einer neuen Machtstruktur rief. Ruanda war lange Zeit ‚Musterländle‘, auch dort wurde die Familie des Präsidenten zunehmend korrupt.

2. Das Abblocken des Demokratisierungsprozesses

Korruption geht immer Hand in Hand mit Unterdrückung potentieller politischer Gegner. Alle Regime im Seengebiet haben die Demokratisierungswelle, die nach dem Fall der Berliner Mauer durch Afrika ging und die Chance für einen Neuanfang bot, abgeblockt, entweder durch Repression oder indem man, wie Mobutu, durch Schaffung unzähliger Pseudo-Parteien den ganz Prozeß ad absurdum führte.

Welche Rolle hat die Kirche dabei gespielt?

Positiv wäre folgendes zu bemerken:

* Im Chaos der zerbrechenden politischen und wirtschaftlichen Strukturen, blieben die Kirchen oft die einzigen funktionierenden Institutionen, die für das Wohl der Bevölkerung arbeiteten, was der Kirche einen großen Respekt im Volke brachte.

* Es fehlt nicht an Hirtenbriefen, in denen die Bischöfe die Mißstände analysieren und verurteilen und Gerechtigkeit verlangen, wobei die zairischen Bischöfe wohl am deutlichsten redeten. Aber auch die viel geschmähten ruandischen Bischöfe haben während des Krieges acht vergebliche Aufrufe gemacht, das Blutvergießen zu stoppen.

* Die Bischöfe haben sich voll eingesetzt und tun es immer noch, um den beginnenden Demokratisierungsprozeß zu fördern. Die später umstrittene Rolle

von Mgr. Monsengwo als Sprecher eines Übergangsparlamentes ist in diesem Lichte zu werten.

* Zu unterstreichen sind auch das Engagement der lokalen CARITAS und anderer kirchlicher Gruppen, die in den Krisensituationen, wie bei den Massengewandungen der Flüchtlinge, oft die ersten sind, die Hilfe anbieten und die auch noch weiterarbeiten, wenn die vielen nichtstaatlichen Organisationen nach Hause gehen, weil die Fernsehkameras weg und die Geldsäcke leer sind.

* Nie vergessen dürfen wir die lange Liste unserer neuen zentralafrikanischen Märtyrer: Bischöfe, Priester und Laien, die sich mit ihrem Leben eingesetzt haben gegen die Wogen der Gewalt. Von den vielen sei hier nur erwähnt der Erzbischof von Bukavu/Zaire, dessen einsame Stimme die Aggression Ruandas und Ugandas gegen Zaire verurteilte, und der Erzbischof von Gitega/Burundi, der Blutvergießen seiner Tutsi-Brüder genauso wie das der Hutu-Guerilla verurteilte. Diese Helden und Heiligen wiegen vieles Versagen der Kirche auf.

Es gibt im Leben der Ortskirchen auch viele Aspekte, die zu einer Gewissensforschung und einer Bekehrung aufrufen.

* Die ethnischen Spannungen, die in der Kirche genauso existieren wie in der Gesellschaft, sind vor allem in Ruanda nie offen ausgetragen worden. Bischofskonferenzen sind oft gespalten, Schwestern verschiedener ethnischer Gruppen können manchmal nicht zusammen im gleichen Haus leben, es gibt ganz häßliche Intrigen bei Bischofsnennungen, und im jetzigen wie im vorherigen Regime lassen sich manche Priester und Ordensleute zu politischen Ideologen ihrer ethnischen Gruppe machen. Aber diese Probleme werden meist unter den Tisch gekehrt. Es ist unanständig, darüber zu reden. Ein Seminar der Bischöfe aus Ruanda, Burundi und anderen Teilen Afrikas hat sich kürzlich mit dem Phänomen des ‚Ethnozentrismus‘ auseinandergesetzt.

* Gewisse dringende, aber riskante pastorale Probleme sind tabuisiert, z. B. das Bevölkerungsproblem in Ruanda und Burundi.

* Die Gelder, Autos und Gebäude, die im Zuge der Entwicklungshilfe kommen, öffnen die Möglichkeiten des Mißbrauches und bringen den Klerus in den Ruf, auf seiten der Reichen zu stehen. Unsere Schulen und Krankenhäuser, die mit ausländischen Spenden gebaut sind, müssen, um sich selbst tragen, oft so hohe Beiträge verlangen, daß sie für den Durchschnittsbürger nicht mehr zugänglich sind, und riskieren, zu Institutionen für die Eliten zu werden.

* Die Verwaltung und Aufrechterhaltung der kirchlichen, sozialen Institution nimmt – ähnlich wie in Deutschland – so viel Zeit und Energie, daß für Glaubensvertiefung und Evangelisierung keine Kraft mehr da ist. Kirche wird zu einer Massenveranstaltung ohne persönliche Bekehrung. Der Hunger nach Spiritualität und Glaubenserfahrung wird außerhalb der Kirche gesättigt.

* Der autokratische, feudalistische Führungsstil vieler Kirchenleiter macht es der Kirche schwer, glaubwürdig über Demokratie zu reden. Auch wird ein solcher klerikaler Stil immer unannehbarer für eine Jugend, die sich, vor allem in den Städten, zunehmend an westlichen Modellen orientiert.

* Bischöfe haben zwar viele und oft gute Hirtenbriefe zur Situation geschrieben und beeindruckende soziale Programme organisiert, aber die schönen Worte sind zu oft eine vom Leben ungedeckte Währung.

Eines der schwierigsten und heiß diskutiertesten Themen ist in diesem Zusammenhang die Rolle der Kirche beim Völkermord in Ruanda. Es gibt da zwei – meiner Meinung nach – unakzeptable extreme Thesen. Die eine ist die von der ruandischen Regierung und leider auch von einigen katholischen Publikationen unkritisch wiederholte Position, nach der die katholische Kirche in Ruanda direkt mitschuldig am Genozid sei. Die andere ist die offizielle Position der Kirche in Ruanda, daß die Kirche immer für Gerechtigkeit und Frieden eingetreten ist und daß nicht die Kirche selbst, sondern nur ihre Kinder gesündigt hätten. Die Wahrheit, wie so oft, liegt auch hier irgendwo dazwischen.

Die Vorstellung, daß die Mehrheit der Bischöfe und Priester an der Planung und Ausführung des Genozids beteiligt waren, ist absurd, obwohl einzelne Priester unter Verdacht stehen. In der augenblicklichen repressiven Situation in Ruanda ist es allerdings schwierig, wenn nicht unmöglich, exakte Untersuchungen darüber anzustellen. Was man der im Nachhinein der kirchlichen Führung vorwerfen kann, wäre folgendes:

* Sie hat sich zu lange und zu stark mit einer Regierung identifiziert, deren extremistischer Flügel mit anderen für den Völkermord verantwortlich wurde.

* Sie hat zur Diskriminierung der Minderheit und dem Problem der Repatriierung der Tutsi-Flüchtlinge wie auch zu anderen Menschenrechtsverletzungen während der Hutu-Regierung zu lange geschwiegen oder nur sehr zaghaft gesprochen. Auch die Appelle, das Morden zu stoppen, kamen zu spät und nicht mit einer der Situation entsprechenden Deutlichkeit.

* Eine von wenigen begonnene Bewegung für Gerechtigkeit und Frieden kam zu spät und fand nicht genügend Unterstützung.

* Sie hat lange gezögert, den Völkermord beim Namen zu nennen, und die Chance verpaßt, die Anschuldigungen gegen Priester und Ordensleute, die unter dem Verdacht einer Teilnahme standen, selbst zu untersuchen.

Im übrigen ist es immer billig, als Außenstehender im Nachhinein Kritik zu üben in der extrem schwierigen Situation während des Bürgerkrieges und Völkermords. Keiner hat den nötigen Abstand, um die vielen Verflechtungen, die zu diesen tragischen Ereignissen geführt haben, zu übersehen. Die, die den Horror des Genozid überlebt haben, haben das Recht, darüber zu sprechen. Und die haben viel zu sagen, nicht nur über das sinnlose Morden, sondern

auch über den Heroismus so vieler, die ihr Leben für andere riskierten. Dieser Teil der Geschichte, der oft den Politikern und Journalisten entgeht, muß noch geschrieben werden.

III. Die „neue politische Ordnung“ und die Kirche

Seit einiger Zeit spricht man in den Ländern Ost- und Zentralafrikas von der ‚neuen politischen Ordnung‘. Eine neue Generation von politischen Führern verurteilt die bisherigen Eliten als korrupt und will einen Neuanfang setzen. Der geistige Vater dieser Bewegung ist Jowel Museveni, der Präsident Ugandas. Die militärische Kerntruppe sind die aus Ruanda und später aus Zaire gejagten Tutsi/Hima und ihre in allen Ländern und Weltorganisationen vertretenen Stammesgenossen. Diese eroberten 1986 die Macht in Uganda, um von dort aus 1990 Ruanda anzugreifen und im November 1996 Zaire. Die Darstellung des Krieges in Zaire als einer Rebellion der Banyamulenge ist ein Medien-Mythos. Die Liste der Staaten, die in diesen Krieg aktiv verwickelt waren, ist lang, mit Ruanda und Uganda an der Spitze. Die Interpretation dieser Kriege des letzten Jahrzehnts ist sehr verschieden. Manche Beobachter sehen darin den Aufbau eines Tutsi/Hima-Imperiums, das im letzten Jahrhundert begann, vom Kolonialismus gestoppt wurde und ein Riesenreich von Küste zu Küste etablieren will, eine Art ‚Ethnofaschismus‘, wie es jemand genannt hat. In diesem Falle dürften Kenia und Tansania nächste Ziele der Expansion sein. Für andere handelt es sich eher um eine Koalition von Staaten mit ähnlichen Ideologien und Zielen oder für die Verfolgung innerpolitischer Ziele zur Sicherung der eigenen Macht.

Was wären die positiven Elemente dieser ‚neuen Ordnung‘?

1. Die neuen Politiker wollen Afrika aus der Rückständigkeit in die moderne Welt des 20sten Jahrhunderts katapultieren. Wirtschaftliche Entwicklung ist in fast allen Staaten Afrikas im letzten Jahrzehnt rückläufig gewesen. Ein Stichwort für die neue Generation heißt Modernisierung.
2. Ein weiteres Motiv ist, die Würde des Afrikaners wiederherzustellen. Die vorherigen Führer, wie Mobutu oder Amin, haben nicht nur ihre Länder ruiniert. Sie waren eine Schande für ganz Afrika, und eine rassistische westliche Presse hat nur allzugerne alle negativen Entwicklungen in Afrika unterstrichen. Eine neue Ordnung soll allen beweisen, daß Afrika ebenso fähig ist wie der Rest der Welt, sich selbst zu organisieren. Der Afrikaner soll seine Würde und sein Wertgefühl wiedergewinnen.
3. Die Entkolonisierung der Länder Afrikas in den 60er Jahren geschah ja nur zum Schein. Der Westen bestimmte weiterhin zum großen Teil die politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen zu seinen Gunsten. Die neue Generation

will mit Recht eine zweite echte Entkolonisierung in Gang setzen. Wie weit das zu einer Änderung kolonialer Grenzen führen wird, bleibt abzuwarten.

4. Die Strategie zu diesen Zielen ist eine geniale Kombination zweier scheinbar entgegengesetzter Ideologien: maoistischer Kommunismus als Instrument politischer Kontrolle, liberaler Kapitalismus als Motor der wirtschaftlichen Entwicklung. Kabila indoktriniert seine Bevölkerung mit einem primitiv-marxistischen Handbuch und schließt gleichzeitig Milliardenverträge mit transnationalen Gesellschaften ab. China scheint Modell zu sein.

5. Die neuen Eliten bringen meist einen hohen Bildungsgrad und größere organisatorische Fähigkeiten mit als ihre Vorgänger. Es ist zu erwarten, daß sie die vor allem in Zaire völlig vernachlässigten Infrastrukturen relativ schnell wiederaufbauen werden.

Was sind die Schwachstellen und Gefahren in dieser ‚neuen Ordnung‘?

1. Religion und Kirchen werden in der neuen Ordnung keinen so großen, öffentlichen Stellenwert mehr haben wie früher. Die meisten Führungskräfte kommen aus einer säkularistischen Denkwelt und betrachten Religion als irrelevant oder sogar als schädlich und scheinen moralischen Prinzipien kaum zu respektieren. ‚Macht ist Recht‘ gilt auch weiterhin.

2. Ein echter demokratischer Aufbruch ist von ihnen nicht zu erwarten. Unter dem Decknamen ‚Bewegungen‘ werden wieder Einparteiensysteme eingeführt, auch wenn in Uganda eine gewisse Dezentralisierung auf unterster Ebene größere Selbstverwaltung gebracht hat. Trotz einer neuen Konstitution gibt es keine echte Gewaltentrennung, der Präsident steht über dem Gesetz. Wahlen werden nur dann durchgeführt, wenn man sicher ist zu gewinnen.

3. Das Ausmaß der Brutalität aller Parteien gegen die Zivilbevölkerung im Krieg in Ruanda und in Zaire ist erschreckend. Es ist schwer zu sehen, wie Regierungen, die so viel unschuldiges Blut vergossen haben, einen Rechtsstaat herstellen können. Gewalt ist mehr als nur Mittel zur Machtgewinnung. Ein Zitat aus einer Arbeit, die Jowel Museveni als Student schrieb, ist aufschlußreich: „Gewalt ist nicht nur das einzige effektive Instrument, die Kolonialherrschaft zu überwinden, sie ist ein Abfuhrmittel, ein Reinigungsmittel, ein Mittel, den neuen Menschen zu schaffen. Im Laufe des blutigen Kampfes lösen sich alle psychischen Komplexe, die aus der kolonialen Situation kommen, auf. Der Eingeborene wird ein Mensch“ (Yowel Museveni, Fanon's theory on violence: it's verification in liberated Mozambique). Vielleicht erklärt das teilweise, warum die Konflikte mit solcher Brutalität ausgetragen werden. Daß diese immer noch weitergehenden Verbrechen wider die Menschlichkeit oft nur einseitig gesehen werden und sowohl von vielen westlichen Regierungen wie Medien lange verschwiegen oder bagatellisiert wurden, zeigt, wie krank unsere eigene Demokratie ist.

4. Nach Zeitungsberichten der ostafrikanischen Presse ist die Armee Kabilas zusammengesetzt aus Ugändern, Tansaniern, Ruändern und Burundern und den zairischen Banyamulenge auf der einen Seite und zairischen Oppositionsgruppen, vor allem aus dem Shaba, auf der anderen. Was haben denn die Krieger der zuerst genannten, bunten Mischung von Menschen aus den verschiedenen Staaten gemeinsam? Die traurige Antwort ist: ethnische Identität. Ein Großteil von ihnen, insbesondere das Offizierskorps, gehört zu den Tutsi oder Hima, die sich traditionell als eine zur Führung berufene Elite verstehen. Wenn die Regierungen in Ruanda, Burundi und im Kongo/Zaire die neu erworbene Macht mit anderen Gruppen zu teilen nicht bereit sind, können sie nur ihre Macht bewahren, indem sie die Bevölkerung in einem Polizeistaat terrorisieren, und damit wäre der nächste Konflikt bereits vorprogrammiert. Die ethnischen Konflikte, die ja eines der Hauptprobleme des Kontinents sind, werden ideologisch vertuscht, aber nicht wirklich aufgearbeitet.

5. Alle neuen Regierungen legitimieren sich, indem sie die Korruption der alten anprangern, die im Fall Zaire ja sprichwörtlich war. Die eigentliche Frage aber ist, ob da wirkliche Änderungen zu erwarten sind. Wenn Uganda das Ursprungsland der ‚neuen Ordnung‘ ist, sieht es nicht sehr vielversprechend aus. In seinem sehr witzig geschriebenen Artikel behauptete ein Journalist kürzlich, daß Korruption die einzige einigende, Stammes- und regionale Interessen überschreitende Kraft der ugandischen Gesellschaft sei. Und solange Korruption nicht einigermaßen unter Kontrolle gebracht ist, bleibt auch langfristige Entwicklung in Frage gestellt.

6. Der Eifer, mit dem die neue Regierung von Zaire Großverträge mit ausländischen, vor allem amerikanischen Firmen abgeschlossen hat, macht es fraglich, ob diese zweite Entkolonisierung am Ende nicht eine wirtschaftliche Rekolonisierung ist, in der die neue Weltmacht Amerika einfach die Rolle der alten Kolonialmächte übernimmt. Wer benutzt wen? Benutzen die neuen Eliten die Amerikaner, um ihre machtpolitischen Interessen zu erreichen, oder benutzen die USA die neuen Regierungen, um ihre wirtschaftlichen Interessen, vor allem die Ausbeutung der enormen Bodenschätze der Region, zu sichern? Wird am Ende das Volk nicht genau so arm und unfrei sein Leben fristen wie eh und je?

Was wird die Situation der Kirche in dieser neuen Ordnung sein?

In vieler Hinsicht ist die Situation in diesen Staaten noch offen, und es ist unmöglich zu sagen, wie sie sich langfristig entwickeln wird. Eines scheint sicher: Der Kirche wird nicht mehr die privilegierte Machtstellung zugestanden werden, die sie bisher hatte. Es ist auch denkbar, daß es zu einer mehr oder weniger offenen Verfolgung kommen könnte, wenn sich die Kirche klar gegen neuen Machtmißbrauch stellt und sich einer Staatskontrolle widersetzt. Für die Kirche in diesen Ländern könnte das aber zum Segen werden, wenn es sie zwingt, sich wieder auf das Wesentliche zu besinnen.

IV. Was können wir tun?

Gegenüber den riesigen Problemen Afrikas und der Krise im Gebiet der Großen Seen spürt man in Deutschland eine fatalistische, resignierte Haltung. Krypto-Rassisten sagen mehr oder weniger offen: Laß doch die Afrikaner sich totschlagen, wenn sie wollen. Aber auch überzeugte Christen mit einem Sinn für Gerechtigkeit wissen nicht, wie man helfen kann, und gehen zur Tagesordnung über. Es ist klar, daß mit Geld und Projekten allein solch eine Krise nicht überwunden werden kann. Ein pastoraler und missionarischer Neuansatz ist nötig. Was aber ist denn sinnvoll und möglich, vor allem im Rahmen unserer Kirchen in Afrika und Europa?

Es gibt sicher keine Patentrezepte. Mehrere Faktoren machen es schwer, die Bedingungen zu schaffen, in denen eine Neubesinnung möglich ist.

* Die für Pastoral Verantwortlichen sind durch Krieg und dauernde Bedrohung zu traumatisiert, um kritisch und kreativ in die Zukunft zu denken. Es gibt eine Intensität von Leid, die nicht kluges Reden, sondern ehrfürchtiges Schweigen und nachfühlendes Zuhören fordert.

* Afrika ist in einer Phase, wo es versucht, sich selbst zu befreien, und dabei für jede Art von Bevormundung sehr empfindlich. Die bittere Erinnerung an den Paternalismus ist noch zu frisch im Gedächtnis.

Es gibt aber auch Faktoren, die einen neuen Ansatz fördern können.

* Wir sind alle von den Ereignissen überrollt und überfordert, und es herrscht überall eine große Unsicherheit und Ratlosigkeit, wie es nun weitergehen soll. Eine häufige Reaktion bei Missionaren wie beim einheimischen Klerus ist, nostalgisch wieder aufbauen zu wollen, was zerstört ist. Das zu schnell und unreflektiert zu tun, wäre ein großer Fehler. Aber viele spüren, daß eine Rückkehr in die Vergangenheit nicht möglich ist, und suchen nach neuen Wegen in der ‚neuen Ordnung‘. Das ist eine Chance für einen neuen Dialog in den Ortskirchen und zwischen den alten und den jungen Kirchen.

* Die Kirche Afrikas hat sich selber die Chance eines Neuanfangs gegeben mit der Afrikanischen Synode. Die Synode war ja stark geprägt durch zwei dramatische Ereignisse: Am Anfang der Synode stand der Völkermord in Ruanda, der die Bischöfe dazu zwang, über die tieferen Gründe der Krise des Kontinents nachzudenken. Der Sieg über das Apartheidsregime in Südafrika gab gleichzeitig ein Zeichen der Hoffnung, daß es keine unlösbaren Situationen gibt.

Ich möchte im folgenden einige Orientierungspunkte der Synode herausstellen, die uns vielleicht bei der Frage ‚Was tun?‘ Richtung geben können. Die Afrikanische Synode hat nichts radikal Neues gesagt, was nicht schon viele Jahre lang diskutiert worden wäre. Aber sie hat aufgezeigt, wo die Kirchen in einer Krisensituation wie der heutigen ansetzen müssen zu einer neuen Evangelisierung. Wenn wir uns mit der Kirche Afrikas solidarisch fühlen, müßten

die großen Themen der Synode auch die Prioritäten werden, an denen sich in Deutschland Diözesen, Missionsorden und kirchliche Hilfsorganisationen bei ihren Hilfsprogrammen orientieren sollten.

1. „Kirche existiert, um zu evangelisieren“

Evangelisierung war das zentrale Thema der Synode, die versucht hat, drei Ziele von Mission organisch miteinander zu verbinden: Mission als Bekehrung („Persönliche Begegnung mit der Person Jesu“), Mission als Kirchengründung („Die Kirche als Familie gestalten“) und Mission als Weltveränderung (Kultur und Gesellschaft im Lichte des Evangeliums umzugestalten). Alle drei Aspekte sind notwendig und müssen miteinander integriert sein. Sozialprogramme, die nicht von Menschen mit tiefen Überzeugungen getragen werden, verlaufen schnell im Sand oder führen zu Korruption. Bibel- und Gebetsgruppen und Basisgemeinschaften ohne einen konkreten sozialen Einsatz laufen sich tot.

Wir leiden – glaube ich – in Deutschland immer noch an einer unglücklichen Zweiteilung, Mission und Entwicklungshilfe als getrennte kirchliche Bereiche zu sehen. Daß MISSIO sich um pastorale Projekte kümmert und MISEREOR für Entwicklungsprojekte zuständig ist, ist zwar eine historisch gewachsene und vielleicht notwendige Realität. Aber eine Trennung von pastoralem und sozialem Dienst sind sowohl theologisch wie praktisch nicht sehr sinnvoll und sogar gefährlich. Wir müssen so etwas entwickeln, was die Franzosen eine ‚Pastoral Social‘ nennen, wo alle sozialen Programme immer eine Glaubensdimension haben und alle pastoralen Programme eine soziale Komponente.

Die Afrikanische Synode fordert ein Konzept von Evangelisierung, das alle Aspekte integriert: persönliche Bekehrung, Entwicklungshilfe und Arbeit für Gerechtigkeit und Frieden. Eine christliche Gemeinschaft muß gleichzeitig sich selber evangelisieren in einer immer neuen Bekehrung zu Jesus und seinem Wort, lernen, Kirche zu werden und miteinander wie in einer Familie umzugehen, und gemeinsam bedenken, wie man Kultur und Gesellschaft näher an die Werte des Gottesreiches heranbringen kann.

Entspricht die Art, wie wir die Kirche Afrikas unterstützen, dieser Vision von Evangelisierung? Ich möchte hier kurz einzelne konkrete Aspekte ansprechen.

2. Jesus Christus, das Wort Gottes, als Mittelpunkt der Evangelisierung

Nach einem Jahrhundert Katechese, die im wesentlichen Lehre vermittelte, macht die Synode wieder die persönliche Erfahrung des lebendigen Christus und das Wort Gottes zum Ziel der Evangelisierung. Biblisches Apostolat, das die Bibel dem Laien zugänglich machen will, ist dringend notwendig. Solche Prioritäten müßten sich auch in unseren Budgets ausdrücken. Welchen Stellenwert hat z. B. die Übersetzung und Verteilung der Bibel zu erschwinglichen

Preisen in unseren Jahresabrechnungen? Da sehen wir nämlich am klarsten, was unsere wirklichen Prioritäten sind. Das Wort Gottes muß im Zentrum einer Neu-Evangelisierung stehen.

3. Entwicklungshilfe – Arbeit für Gerechtigkeit und Frieden

Eine Erkenntnis aus der Erfahrung der letzten zehn Jahre ist, daß Entwicklungshilfe ohne ein Minimum an gerechten politischen, wirtschaftlichen und sozialen Strukturen nicht erfolgreich sein kann. Trotz eines ganzen Jahrzehnts an Entwicklungsarbeit sind alle Indikatoren von Lebensqualität in fast allen Ländern Afrikas dramatisch schlechter geworden. Wenn wir eine ehrliche Analyse aller unserer Projekte der letzten zwanzig Jahren machen würden unter dem Kriterium, welche langfristigen Veränderungen sie für die lokale Bevölkerung gebracht haben, bin ich nicht sicher, ob wir den Mut hätten, sie zu veröffentlichen. Kriege haben die Mühen von Jahrzehnten zerstört. Eine inflationäre Finanzpolitik hat die in langer Arbeit aufgebauten Raiffeisenkassen kaputt gemacht. Die strukturellen Anpassungsprogramme (structural adjustment programmes) des Internationalen Währungsfonds haben die Staatsfinanzen auf dem Rücken der Armen saniert. Eine ‚Option für die Armen‘ steht nicht auf ihrer Tagesordnung oder höchstens in einer Fußnote. Und wenn wir uns fragen, warum trotz all unserer Entwicklungsarbeit Afrika heute ärmer denn je ist, dann sind wir bei den Fragen von Gerechtigkeit und Frieden, was eine der Hauptthemen der Synode war. ‚Arbeit für Gerechtigkeit und Frieden ist integraler Bestandteil von Evangelisierung‘, hat die Afrika-Synode formuliert. Gerechtigkeit und Frieden sind eine notwendige Dimension jeder pastoralen Arbeit und jeder Spiritualität. Dabei war die Rede von zwei Aspekten:

a) Gerechtigkeit in der Kirche selbst

„Die Kirche kann nicht anderen Gerechtigkeit predigen, wenn sie nicht von ihnen als gerecht angesehen wird“, haben die Bischöfe gesagt und in ihrer Botschaft nach der Synode Transparenz und Rechenschaft gefordert. Wenn wir diese Aussage der Synode ernst nehmen, was hieße das praktisch?

– Radikal die Korruption in der Kirche bekämpfen und konsequenter Transparenz und Rechenschaft als Bedingung von Hilfe machen.

– Projekte aus der Perspektive einer ‚Option für die Armen‘ sehen. Die Evaluation in einer Diözese hat kürzlich gezeigt, daß der größte Teil aller Projekte nicht der Bevölkerung, sondern kirchlichen Strukturen und Personal zugute kommt. Wir setzen immer voraus, daß alle kirchlichen Institutionen automatisch für die Armen arbeiten. In der Intention mag das stimmen, in der Wirklichkeit sind unsere Schulen und Krankenhäuser, die sich selber tragen müssen, oft nicht mehr für die Armen erschwinglich. Ohne es zu wollen, finanzieren wir unter Umständen die Kluft zwischen Arm und Reich, zwischen Kirchenvolk und Klerus.

– Strukturen fördern und fordern, die Laien, und vor allem Frauen, an Entscheidungsprozessen in der Kirche teilhaben lassen, und das auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens.

b) Gerechtigkeit in der Gesellschaft

Die Frage, die sich nach dem Völkermord im katholischsten Land Afrikas stellt, ob denn Evangelisierung ein Erfolg oder ein Fiasko war, hat die Synode dahingehend beantwortet, daß zwar einzelne Menschen vom Evangelium geformt worden sind, aber nicht die wichtigen Bereiche des Lebens: Kultur und gesellschaftliche Strukturen. Bei politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen spielen die Werte des Evangeliums keine Rolle. Daher die neuen Bereiche der Evangelisierung wie sie der Papst in seinem letzten Missionsrundschreiben „Redemptoris missio“ beschreibt: Kultur, traditionelle wie moderne, Politik und Wirtschaft. Was wären da praktische Prioritäten?

* Bewußtseinsbildung

Eine demokratische, von christlichen Werten getragene Kultur und Gesellschaft kann nicht von oben oder von außen übergestülpt werden, sie muß von innen wachsen. Daher die Bedeutung aller Programme zur Bewußtseinsbildung: Katholische Soziallehre, ‚Training for Transformation‘, Bürgerkunde (civic education), Wählerinformation, Schulung von Wahlbeobachtern. Dabei ist Methodik noch wichtiger als Inhalt: Christen müssen lernen, kritisch im Lichte des Evangeliums zu denken und selbständige Entscheidungen zu treffen. Wie leicht ein unkritischer Gehorsamssinn mißbraucht werden kann, hat sich auch beim Genozid in Ruanda gezeigt.

* Demokratisierung durch Förderung der Zivilgesellschaft

Die Hoffnungen, die mit der Demokratisierungswelle zu Anfang der 90er Jahre geweckt wurden und die die afrikanischen Kirchen voll unterstützt haben, sind unter vielen Aspekten nicht erfüllt worden. Die westliche, vor allem die amerikanische Politik, die damals Demokratie und Menschenrechte zu einem Werkzeug der Außenpolitik machte, hat das längst aufgegeben und unterstützt wieder bedenkenlos jedes Regime, das Sicherheitsbedingungen für Investitionen schafft, gleich mit welchen Mitteln. Mit Papst Johannes Paul II. dürfen wir nicht müde werden zu betonen, daß Wirtschaftsinteressen nicht die Menschenrechte beiseite schieben dürfen. Dabei dürfen wir uns nicht von einer gefährlichen und rassistisch gefärbten Theorie einschläfern lassen, die sagt, daß Afrika nicht reif ist für ein Mehrparteiensystem. Das mag kurzfristig stimmen, und eine starke Regierung kann nötig sein, um Ordnung zu schaffen. Aber dieses Argument wird leicht benutzt, um einen Rückfall in die Diktatur zu rechtfertigen. Auch die Idee, daß Afrika seine eigenen Formen von Demokratie entwickeln muß, kann zweideutig sein. Demokratie muß immer die echte Möglichkeit der Beteiligung an Entscheidungsprozessen der Gesellschaft und verfassungsrechtliche Bedingungen für einen gewaltlosen Macht-

wechsel schaffen. Wir dürfen uns nicht davon abbringen lassen, alles zu unterstützen, was langfristig Demokratie gewährleistet. Dazu gehört vor allem der Aufbau der bürgerlichen Gesellschaft in allen Formen. Ein wichtiger Beitrag zu einer ‚Demokratisierung von unten‘ wird durch die kirchlichen Basisgemeinschaften geleistet. Sie sind eine Schule, wo Menschen lernen, gleichberechtigt über ihre Probleme zu diskutieren und Verantwortung für die Gemeinschaft und die Gesellschaft zu übernehmen.

* Unabhängige Medien fördern

Politische Indoktrination und geistige Versklavung durch Konsum finden zum größten Teil über die Medien statt, die auch in Afrika immer größeren Einfluß gewinnen und nicht nur in den Städten. Hirtenbriefe haben keine Chance gegen Massenmedien im Kampf um die Herzen der Menschen. Die makabre Rolle des Senders ‚Mille Collines‘ beim Völkermord in Ruanda und die wirksame Manipulation der Medien beim Völkermord in Zaire demonstrieren das zur Genüge. Alles, was wir tun können, um kirchliche und andere unabhängige Medien effektiver zu machen, ist ein Beitrag zu Gerechtigkeit und Frieden. Dabei kommt – meiner Meinung nach – Radiostationen eine ganz besondere Bedeutung zu. Leider fehlt es meist in erster Linie nicht an der technischen Ausstattung, sondern an kompetentem und kreativem Personal.

4. *Effektivere Koordinierung kirchlicher Medienarbeit in Europa*

Im französischen Fernsehen drückte letzte Woche Mrs. Bonino, die EU-Beauftragte für humanitäre Anliegen, ihre Bestürzung darüber aus, daß in Zaire eine große Zahl von Menschen, den Einwohnern der Stadt Bordeaux entsprechend, einfach spurlos von der Oberfläche der Erde verschwunden ist, ohne daß es lange Zeit einer gemerkt hätte. Ich weiß nicht, ob wir uns der Ungeheuerlichkeit eines solchen Tatbestandes voll bewußt sind. Wie kann in unserer ‚global village‘ eine kleine Gruppe eine derartige Katastrophe so lange geheimhalten? Ich frage mich, ob nicht auch in Deutschland eine effektivere und gezieltere Medienarbeit nötig wäre. Ich kenne zwar mehrere kleine Initiativen von religiösen und vielen anderen Gruppen. Wäre nicht eine größere Zusammenarbeit von KNA, den großen Hilfswerken, den bischöflichen Kommissionen, den Missionsorden und den vielen interessierten Arbeitskreisen nötig und möglich, um so manche Manipulation der Medien zu verhindern und alternative Information anzubieten?

5. *Bewahrung der Schöpfung*

Dieses Thema wurde zwar kaum von der Synode berührt, aber ist doch in Afrika ein brennendes Problem. Versteppung, Rodung der Wälder, Klimaveränderung, Export von Giftstoffen und vieles andere sind Gefahren für die Zukunft Afrikas. Die meisten Menschen kämpfen täglich ums Überleben und

können kaum an langzeitige Folgen denken. Aus unserer Erfahrung könnten wir zumindest auf die Wichtigkeit der Umwelt aufmerksam machen.

6. Wie inkulturiert sind unsere Projekte?

Wenn wir den Kollaps so mancher kirchlicher Projekte analysieren, dann ist der Grund oft, daß sie nicht genügend in der Kultur und der Lebensweise des Volkes verwurzelt waren. Zu oft erarbeiten wir am grünen Tisch Konzepte, Modelle und Prioritäten, ohne Dialog mit denen, die sie verwirklichen sollen. Die Leute merken ja blitzschnell, was in Europa gerade ‚in‘ ist, was die Projekte-Komitees gerade im Augenblick gerne hören möchten, und Projekte werden dementsprechend formuliert und frisiert. Projekte sind selten Endprodukt eines echten Dialogs, weil Dialog Zeit und Geduld braucht, und die haben wir oft nicht.

7. Dialog als Weg

Als Weg zur Evangelisierung hat die Synode den Dialog betont, auch den innerkirchlichen und zwischenkirchlichen Dialog der alten und der jungen Kirchen. Dialog heißt, zuhören und Fragen stellen und erst dann reden. Haben wir Strukturen für solch einen Dialog, wo wir gegenseitig unsere Fragen und unsere Ratlosigkeit, Erfahrung und Erfolge teilen können?

Zusammenfassung

Was können wir tun? Um es mit einem Wort zu sagen: der afrikanischen Kirche helfen, die Ergebnisse ihrer eigenen Synode ins Leben umzusetzen und die Prioritäten zu einer neuen, tiefergehenden und umfassenderen Evangelisierung durch konkrete pastorale Programme zu verwirklichen. Für unsere Kirche in Deutschland erhoffe ich mir dabei,

* daß wir von einer Projektmentalität und Verwaltung von Geldern wegkommen und in einem ehrlichen, brüderlichen Dialog mit den Kirchen gemeinsam eine soziale Pastoral erarbeiten,

* daß wir lernen, alle Aspekte der Evangelisierung in unsere Programme zu integrieren und Spiritualität, Katechese und Liturgie ebenso wie Arbeit für wirtschaftliche Entwicklung, soziale Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung als Einheit zu sehen,

* daß wir uns in diesem Dialog, in dieser ‚organischen pastoralen Solidarität‘, wie es die Synode genannt hat, neu in der Kirche als eine Familie erfahren.

Jede Krise ist Chance. Die Krise in Afrika und die ‚neue politische Ordnung‘ könnte eine Chance für einen Neuanfang werden.